

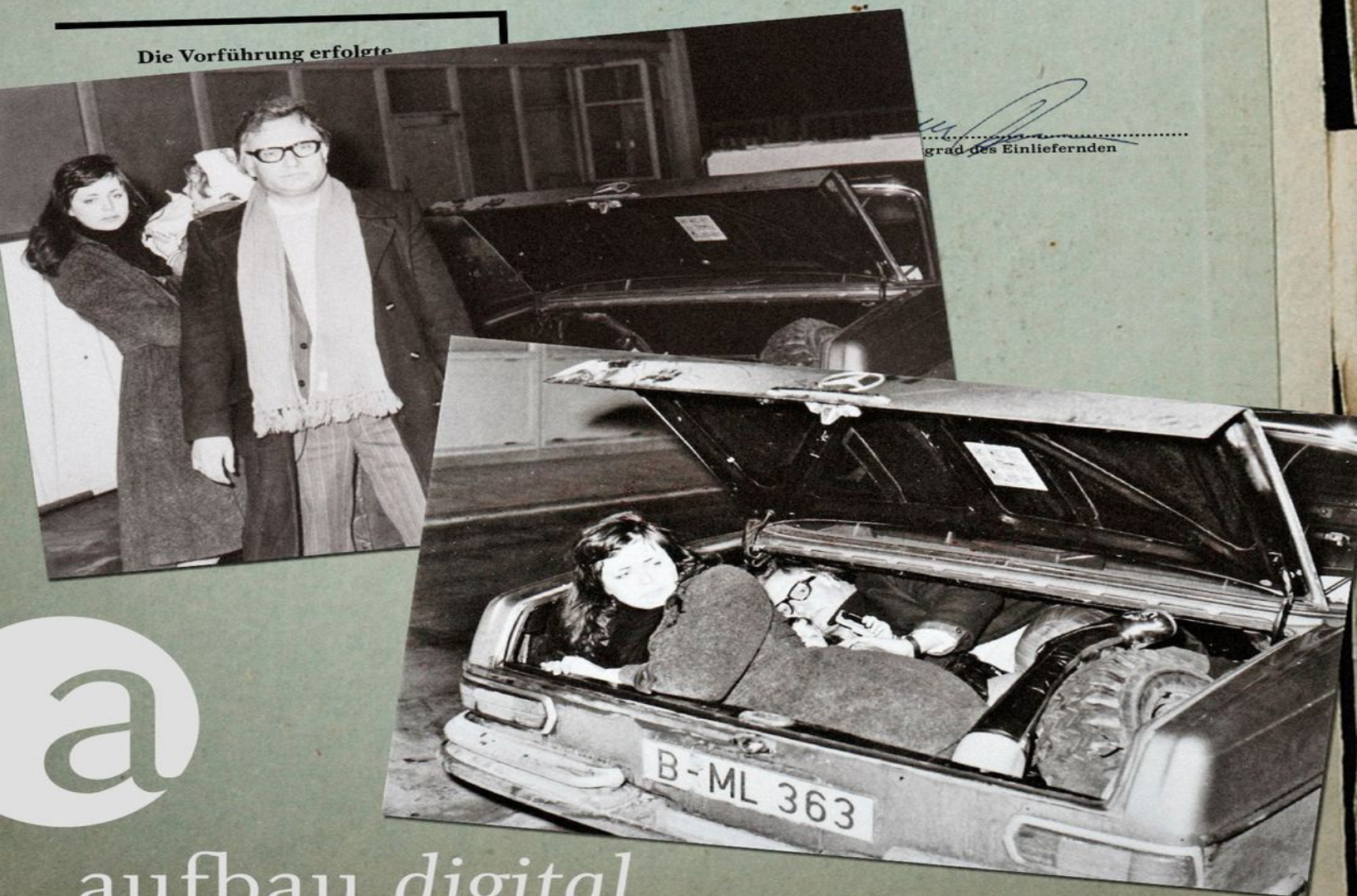
Eva-Maria Neumann

Sie nahmen mir *nicht nur* die Freiheit

Die Geschichte
einer gescheiterten
Republikflucht

Die Vorführung erfolgte

grad des Einliefernden



aufbau digital

Eva-Maria Neumann

Sie nahmen mir *nicht nur* die Freiheit

Die Geschichte
einer gescheiterten
Republikflucht

Die Vorführung erfolgte



grad des Einliefernden

a

aufbau digital

Über das Buch

Der Traum von Freiheit war so nah ...

Im Kofferraum eines Mercedes versucht die Familie Neumann 1977 aus der DDR in den Westen zu fliehen. Doch sie werden verraten und noch an der Grenze festgenommen. Die Eltern und ihre dreijährige Tochter werden auseinandergerissen und für die junge Geigerin Eva-Maria Neumann beginnt eine traumatische Haftzeit im berüchtigtsten Frauengefängnis der DDR ...

Der ergreifende Bericht über eine gescheiterte DDR-Flucht und deren Folgen. Ein dunkles Kapitel deutsch-deutscher Geschichte.

Über Eva-Maria Neumann

Eva-Maria Neumann wurde 1951 in Leipzig geboren und absolvierte dort auch von 1968-1975 ein Musikstudium mit dem Hauptfach Violine. 1977 geriet sie nach einer gescheiterten Republikflucht in Haft, bevor sie 1979 nach Aachen zog. Dort war sie bis zu ihrer Pensionierung als Geigenlehrerin und Mitglied des Aachener Kammerorchesters tätig.

Ihre gescheiterte Flucht aus der DDR und die anschließende Haftzeit schildert Eva-Maria Neumann eindrucksvoll in dem Titel »Sie nahmen mir nicht nur die Freiheit«.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Eva-Maria Neumann

unter Mitarbeit von Regina Carstensen

Sie nahmen mir nicht nur die Freiheit

*Die Geschichte einer gescheiterten
Republikflucht*

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

- 1 Verhaftung an der Grenze**
- 2 Zum Lügen erzogen**
- 3 Gemeinsames Leben**
- 4 Ausweg: Flucht?**
- 5 »Wir haben unser Reiseziel geändert«**
- 6 Aktion Kofferraum**
- 7 Aussage eines Schleusers**
- 8 Zelle Nr. 42**
- 9 Leidensgefährtinnen**
- 10 In den Mühlen der Stasi**
- 11 »Die Partei, die Partei, die hat immer Recht ...«**
- 12 Das »Haus der Tränen«**
- 13 Eine Familie, zwei Diktaturen**
- 14 Wiedersehen mit Rudolf**
- 15 Ein Händedruck für eine Strafgefangene**
- 16 Zurück nach Hoheneck**
- 17 Transport Richtung Westen**
- 18 Endlich frei!**
- 19 Warten auf unsere Tochter**
- 20 Aus dem Dunkel ins Licht**
- Warum ich dieses Buch schrieb**

Anhang

Verwendete Literatur

Danksagung

Impressum

Für meine Familie

1

Verhaftung an der Grenze

Es ist 20 Uhr. Langsam kommt ein Wagen auf uns zu, der in der Dunkelheit durch seine großen Scheinwerfer auffällt: der blaue Mercedes! Kennzeichen: B – ML 363. Eine Stunde Verspätung, mein Herz schlägt bis zum Hals. Ich hatte schon gedacht, dass es wieder nichts werden würde. Sollte heute, am 19. Februar 1977, endlich die Entscheidung fallen?

Dann werde ich nie mehr unsere Wohnung in der Landsberger Straße sehen, nie wieder das Quietschen der Straßenbahn hören, das mich immer so gestört hat und nach dem ich jetzt schon Heimweh habe.

Schon lange stehen wir hier in Wiederitzsch, im Norden von Leipzig, lange vor der vereinbarten Zeit.

Ich habe unsere fast vierjährige Tochter Constanze auf dem Arm, sie wird von Minute zu Minute schwerer. Es ist dunkel und spät für so ein kleines Kind, Schlafenszeit. Eben bin ich mit ihr noch einmal zu dem Tapetengeschäft auf der anderen Straßenseite gegangen; dort suchten wir uns Muster für ein Kinderzimmer aus, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Als sie genug davon hatte, spielten Rudolf

und ich mit ihr kleine Ratespiele und erzählten ihr Gute-Nacht-Geschichten. Nun lehnt sie müde an meiner Schulter und nuckelt an ihrem kleinen weichen Kissen.

Die Türen des Mercedes öffnen sich mit einem heftigen Ruck. Hinter dem Steuer sitzt ein Mann, vielleicht Mitte zwanzig, in Jeans und kurzer, heller Jacke, auf dem Beifahrersitz eine dunkelhaarige hübsche Frau in einem langen schwarzen, taillierten Mantel, die zwei, drei Jahre jünger sein mag. Nervös erklärt sie, dass sie nur mitgekommen sei, weil ein harmloses Pärchen sicher weniger auffalle.

»Los, steigen Sie ein, wir sind spät dran. Ich habe mich verfahren.« Die Stimme des Mannes überschlägt sich fast.

Wir zögern, denn wir warten auf das Losungswort. Der Schleuser sollte sagen: »Ich bin der Otto.« Unsere Antwort: »Das hat der Hassan mir gesagt.« Doch der Typ macht keine Anstalten. Entnervt murmelt Rudolf:

»Der Hassan hat mir gesagt, dass du der Otto bist.«

»Quatsch nicht so lange, rein mit euch ins Auto, schnell!«

Constanze klettert zuerst in den Mercedes. Ohne Scheu, fast abenteuerlustig lässt sie ihre Füße von der ledernen Rückbank baumeln und wartet darauf, dass wir uns zu ihr setzen. Bevor wir einsteigen, verstauen wir hastig die wenigen Dinge, die wir mitnehmen dürfen: eine Tasche mit unseren Zeugnissen und Unterlagen sowie meine Geige. Dann fahren wir los.

An der Autobahnauffahrt, die wir hätten nehmen müssen, rast der Mann, von dem ich später erfahre, dass er Manfred Kowalski heißt, vorbei, ehe wir etwas sagen können. Als wir ihn auf seinen Fehler aufmerksam machen, flucht er laut vor sich hin. Also wieder zurück. Endlich erwischt er die richtige Abzweigung, doch bevor wir auf der Autobahn sind, hält er an.

»Los, umsteigen!«, ruft er uns zu.

Erschreckt sehe ich ihn an. Mitten in der Auffahrt? Und das wollen Profis sein!? Ich kann es nicht fassen.

»Schneller, bewegt euch mal ein bisschen!«

Wir tun unser Möglichstes, aber so rasch geht das mit dem fast schlafenden Kind nicht. Trotz der nächtlichen Schwärze nehme ich wahr, dass ein Auto hinter uns hält. Mein Adrenalinpiegel steigt. Stasi! Jetzt werden wir verhaftet!

»Das ist nur unser Begleitfahrzeug«, beruhigt uns Kowalski. »Kümmern Sie sich nicht darum. Beeilen Sie sich, jede Minute zählt.«

Ein Begleitfahrzeug? Wozu denn das? Fallen wir in einem Konvoi nicht noch mehr auf? Dieses Vorgehen erscheint mir seltsam. Später, bei den Vernehmungen, erfahre ich, dass dieser Wagen von uns ablenken sollte.

Rudolf klettert zuerst in den Kofferraum. Er quetscht sich an die hintere Wand, mit dem Kopf zur Fahrerseite, die Beine angewinkelt. Der Ersatzreifen lässt ihm kaum Platz

für die Füße. Vorsichtig rückt er seine Brille zurecht. Bevor er Constanze entgegennimmt, breitet er einen Teil seines dunkelblauen Mantels über dem Boden des Kofferraums aus. Er presst sie fest an sich. Die Kleine ist voller Vertrauen: Sie legt sich in den nach Motoröl stinkenden Kofferraum, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt. Aber wie sollte es auch anders sein? Schlechte Erfahrungen hat sie in ihrem Leben bislang noch nicht gemacht.

Kowalski hilft mir. Ich stelle mich ungeschickt an, weil ich fürchte, Constanze mit einer unglücklichen Bewegung wehzutun. Die Hände des Schleusers sind schweißnass, während er gleichzeitig am ganzen Leib zittert. Ob auch er Angst hat? Er, der Experte auf diesem Gebiet?

Es gibt kaum einen Zentimeter, der nicht mit uns dreien und dem Ersatzreifen ausgefüllt ist. Ich muss mich regelrecht zusammenfallen. Meine Geige passt nicht mehr in den Kofferraum, wir müssen sie auf dem Rücksitz liegen lassen. Die junge Frau hat unsere Tasche und eine Tüte mit Äpfeln derart darüber gelegt, dass man das Instrument nicht auf den ersten Blick sieht, alles soll Normalität vortäuschen. Aber wenn die Grenzer die Geige doch bemerken, was dann? Wir hätten das mit dem Fluchthelfer besprechen sollen, aber alles ging so schnell.

»Werden wir auch wirklich genug Luft zum Atmen haben?«, fragt Rudolf besorgt.

»Es gibt einen Luftschlauch und kleine Löcher im Kofferraumdeckel, Sie werden nicht ersticken«, sagt der Mann, von dem unsere Zukunft abhängt, bevor er die Klappe mit einem lauten Knall zuschlägt.

Constanze zuckt ein wenig zusammen, kuschelt sich dann aber an mich und schläft nach kurzer Zeit fest ein. Ich spüre ihren ruhigen Atem an meinem Hals. Wir haben ihr, bevor wir ins Auto stiegen, ein leichtes Schlafmittel verabreicht, das uns eine Kinderärztin mitgegeben hat. Es zeigt jetzt seine Wirkung. Ständig fühlen Rudolf und ich ihren Puls: Er schlägt normal.

In mir steigt Panik auf. Die Enge und die Dunkelheit um mich herum sind schwer zu ertragen. Mein Herz rast, ich habe plötzlich das Gefühl, die Luft wird knapp, aber ich weiß, dass ich mich in den Griff bekommen muss. Bis zum Ende unserer Reise wird es noch Stunden dauern, ich darf sie durch meine Angstattacken nicht gefährden.

Was hatte Kowalski gesagt? Ich versuche, mich mit praktischen Gedanken zu beruhigen. Er will zunächst Richtung Thüringen fahren, zum Hermsdorfer Kreuz. Von dort aus führt die Transitstrecke über den Grenzübergang Hirschberg nach Hof – in die Bundesrepublik Deutschland, unser Ziel. Werden wir es schaffen? Vor drei Jahren ist Rudolfs Schwester Helga und ihrem Mann die Flucht gelungen! Warum soll es bei uns anders sein? Auch unsere Unternehmung wird Erfolg haben, rede ich mir gut zu.

Sonst hätten wir sie niemals gestartet, schon gar nicht mit Constanze. Dennoch: ein Risiko bleibt. Ich muss die düsteren Ahnungen vertreiben, die sich immer wieder in meine Zuversicht mischen. Als lebendes Gepäckstück in einem Kofferraum ist das nicht leicht.

Ich werde das Gefühl einfach nicht los, dass irgendetwas nicht in Ordnung ist. Der Fluchthelfer fährt, als hätte er gerade eine Zechtour hinter sich, mehr als einmal fürchte ich, der Wagen würde im nächsten Moment umkippen. Was ist los? Hat er sich schon wieder verfahren und wendet auf der Autobahn? Und das Begleitfahrzeug? Hat es auch gedreht? Es muss doch auffallen, wenn zwei Westautos derartige Kapriolen schlagen. Oder werden wir schon verfolgt?

Meine Gedanken überschlagen sich, ich bebe vor Furcht und Kälte. Rudolf nimmt meine Hand, ich werde ruhiger, auch Kowalski hat zu einem weniger chaotischen Fahrstil zurückgefunden. Ich höre Tanzmusik, hin und wieder fallen ein paar Worte, die ich nicht verstehe, so sehr ich mich auch anstrengt. Es ist für mich nahezu unerträglich, wildfremden Menschen ausgeliefert zu sein. Ich versuche, mich zu konzentrieren. Wie war noch die Vereinbarung? Wenn wir an der Grenze sind, wird das Radio ausgestellt. So wissen wir, dass wir uns nun absolut ruhig verhalten müssen. Ich lausche immer wieder auf Constanzes Atem: Er geht tief und regelmäßig, ebenso ihr Pulsschlag. Wenn

sie nur nicht im Augenblick der Passkontrolle aufwacht und zu husten oder zu weinen anfängt. Kein Laut darf aus diesem Kofferraum nach außen dringen, wenn die Grenzer unsere Fluchthelfer ins Visier nehmen.

Wir fahren und fahren. Die Reise scheint eine Ewigkeit zu dauern. Ich schätze, dass wir schon zwei bis drei Stunden unterwegs sind. Rudolf trägt eine Uhr mit Leuchtziffern, aber ich wage nicht, ihn zu fragen, wie spät es ist; die Kleine könnte davon wach werden.

Immer wieder muss ich an meine Tante denken, die wir gestern noch einmal besucht hatten. Ihre letzten Worte waren: »Kommt bald wieder! Ihr kommt doch bald wieder?« Das hatte so ängstlich geklungen, dass es mir kalt den Rücken hinunterlief.

Niemandem hatten wir gesagt, dass wir seit langem nur noch ein Ziel haben: »Republikflucht«, wie es im Sprachgebrauch unserer sozialistischen Heimat, der Deutschen Demokratischen Republik, heißt. Mitwisser einer Flucht sind aufs Höchste gefährdet, da schon die Kenntnis über die Vorbereitung einer solchen »kriminellen Handlung« strafbar ist. Es sei denn, man zeigt diejenigen an ...

Plötzlich wird es still, ich höre keine Musik mehr, der Wagen fährt langsamer. Die Grenze! Nach einem kurzen Halt setzt sich der Mercedes erneut in Bewegung. Dann folgt wieder ein Stopp. Sich unendlich dahinziehende

Minuten nehmen mir fast den Atem. Rudolf und ich halten uns noch immer an den Händen, ich kann meine vor lauter Anspannung kaum noch fühlen.

Was ist los? Warum dauert das so lange? Als Kind habe ich mir oft gewünscht, dass die Zeit ganz schnell vorbeisaußen möge, weil ich meinen Geburtstag oder das Weihnachtsfest kaum erwarten konnte. Aber Kinderwünsche werden manchmal ebenso wenig wahr wie die von Erwachsenen.

Oder doch? Der Mercedes fährt wieder an. Ich bin grenzenlos erleichtert. Es ist geschafft! Nur, warum holt man uns nicht aus dem Kofferraum? Wieder tauchen meine dunklen Vorahnungen auf. Ich habe das Gefühl, der Fluchthelfer übt sich im Slalomfahren. Plötzlich hält er an, abrupt. Ich höre, wie etwas unter das Auto geschoben wird, Türen schlagen zu, Schritte entfernen sich. Erneut ist es still, geradezu unheimlich still. Ich versuche, mir Mut zu machen, rede mir ein: Gleich kannst du aus dem Kofferraum aussteigen. Du wirst deinen Mann und deine Tochter umarmen, deinen Fuß auf bundesdeutschen Boden setzen – und Constanze wird in einer Welt aufwachsen, in der sie über ihren Weg selbst entscheiden kann. Doch ganz tief im Inneren spüre ich: Es ist vorbei, alles ist aus.

Die Kleine wird munter. Hoffentlich plappert sie nicht gleich los, wie sie es sonst gern macht, wenn sie aus dem

Schlaf erwacht. Rudolf flüstert ihr zu, dass wir zur Oma in den Westen fahren, sie müsse nur ganz leise sein.

»Aber Papi, wir sind doch noch nicht alt genug«, antwortet Constanze schlaftrunken. Obwohl das Kind noch so klein ist, weiß es, dass wir drei viel zu jung sind, um in die Bundesrepublik reisen zu dürfen. Rudolfs Mutter Erna war 1976 übergesiedelt, ganz offiziell, als Rentnerin. Oft genug haben wir Constanze davon erzählt. Jetzt sagt sie nichts mehr, rührt sich auch nicht. Bewegungslos wie eine Puppe liegt sie da, als ahne sie, dass wir uns in einer Extremsituation befinden.

Es bleibt weiterhin ruhig. Wir warten eine halbe Stunde, vielleicht auch länger. Schließlich vernehmen wir Schritte und einen Befehl, der nicht zu überhören ist: »Machense mah denn Gofferraum off!«

Der Fluchthelfer versucht es auf die ganz dumme Tour: »Ich kann den Schlüssel nicht finden.« So ein Idiot, fällt ihm denn nichts Besseres ein?

Noch immer hoffe ich auf ein Wunder. Vergeblich. Hunde nähern sich, wahrscheinlich Schäferhunde, springen auf den Kofferraum, kratzen, geifern, bellen. Ich kann durch die kleinen Deckellöcher ihren heißen Atem spüren. Kurz darauf wird der Kofferraum einen Spalt breit geöffnet, seltsamerweise aber gleich wieder zugeschlagen.

Als die Klappe das nächste Mal aufgeht, bleibt sie oben.

Wir sind umringt von schwer bewaffneten Grenzsoldaten. Ihre Karabiner sind auf uns gerichtet. Die Schäferhunde stehen daneben, sprungbereit. Sie hecheln.

Das Unvorstellbare ist Wirklichkeit geworden: Wir werden verhaftet.

»Liegen bleiben!«, herrscht uns einer der Männer an. Als ich versuche, ein wenig meinen Kopf zu heben, brüllt er, dass ich das unterlassen solle. An diesen Umgangston werde ich mich nun gewöhnen müssen.

Jetzt tritt ein Mann mit einer Kamera an den Kofferraum und fotografiert uns. Anschließend sollen wir aussteigen. Das ist mühsam, weil meine Glieder vom langen Liegen ganz steif sind. Ich höre das erneute Klicken des Fotoapparats, dann wird die letzte Aufnahme gemacht, dazu müssen wir uns vor dem Wagen aufstellen. Endlich haben wir wieder Boden unter den Füßen, nur ist es der falsche.

Der »Fototermin« ist vorbei. Meine Beine kribbeln, sie sind eingeschlafen. Ich habe Constanze auf dem Arm, die mich verschreckt anschaut. Sie ist mucksmäuschenstill. Kowalski steht mit erhobenen Händen an der Wand einer Baracke, die Beine gespreizt. Die Frau hat man offensichtlich schon abgeführt.

»Euch wollte ich eigentlich nicht wiedersehen«, sagt Rudolf zu den Grenzern, die ihre Waffen immer noch auf uns gerichtet haben. Er zittert vor hilflosem Zorn.

Ich kann mich kaum aufrecht halten. Die Angst, was nun mit uns geschieht, lastet zentnerschwer auf mir, rasende Kopfschmerzen bringen mich fast um den Verstand. Nur noch wenige Augenblicke, und man wird uns auseinanderreißen, mir das Kind wegnehmen.

Natürlich wusste ich, dass dies alles passieren könnte. Doch schlagartig wird mir klar, dass ich zwar oft davon gesprochen, aber nie zugelassen habe, dass diese Gedanken mich wirklich erreichen. Und ich mache zum ersten Mal die Erfahrung, dass die erlebte Realität viel schrecklicher ist als alles, was ich mir vorstellen konnte.

Wir werden in die Baracke abgeführt. Constanze hat ihren Kopf, der von einer weißen Mütze mit roten Stickereien bedeckt ist, zwischen meiner Hals- und Schulterpartie vergraben. Ich streiche ihr über den Rücken. Was wird sie später von dieser Festnahme in Erinnerung behalten? Was ihrem Vater und mir in einigen Jahren vielleicht vorwerfen? Diese Situation wird mit Sicherheit Spuren bei ihr hinterlassen.

Zwei bewaffnete Frauen betreten den Raum.

»Setzen Sie das Kind auf den Stuhl!«, herrscht mich eine der beiden an. Während ich ihrer Anweisung Folge leiste, überlege ich, ob ich Constanze den roten Anorak ausziehen soll. Wenn es lange dauert, wovon auszugehen ist, wird sie darin schwitzen.

Bevor ich eine Entscheidung treffen kann, werde ich von den Frauen in einen Nebenraum geführt, Rudolf bleibt bei unserer Tochter. Ich darf kein Wort mehr mit ihm wechseln.

»Alles ausziehen«, sagt die ältere der beiden Frauen in typischem DDR-Kommando-Ton. »Auch die Unterwäsche.«

In dem grellen Licht lege ich wie benommen ein Kleidungsstück nach dem anderen ab: Erst meinen grünen Bouclé-Mantel – ich hatte ihn in einem »Exquisit-Laden« für 600 DDR-Mark erstanden –, dann meine schwarzen Stiefel, den blauen Rock, die rosafarbene Bluse und mehrere Lagen Unterwäsche. Ich wusste, dass Slips und Hemden in der Bundesrepublik teuer sind.

Jedes Teil wird gewendet, geschüttelt, abgesucht. Vollkommen nackt stehe ich vor den beiden Frauen, die mich mit ausdruckslosem Gesicht von oben bis unten befühlen und beklopfen. Zum Abschluss zwingen sie mich dazu, eine Kniebeuge zu machen, damit sie auch meinen Unterleib kontrollieren und abtasten können. Endlich kann ich mich wieder anziehen. Als ich darum bitte, auf die Toilette gehen zu dürfen, begleitet mich eine der beiden Grenzerinnen.

»Die Tür bleibt offen«, instruiert sie mich barsch. Danach bringen mich die Frauen wieder in den Barackenraum, in dem ich Constanze zurücklassen musste. Ich sehe gerade noch, wie Rudolf in Handschellen abgeführt wird. Das ist also das Ende unserer Flucht, denke ich. Schützend lege

ich meinen Arm um die Kleine, die immer noch hellwach ist. Wie ich später aus dem Festnahmeprotokoll entnehme, sind wir um 22.15 Uhr verhaftet worden.

»Der Papi hat sich nackt ausgezogen«, sagt Constanze.

Mit ruhigen Worten versuche ich ihr zu erklären, was geschehen ist. Vor allem aber muss ich sie auf die Trennung vorbereiten. Ich drücke sie fest an mich.

»Wir werden uns lange nicht sehen.«

»Wie lange denn, Mami? Drei Stunden oder drei Tage?«

»Viel länger.«

»Dann eben drei Jahre.«

Drei Jahre. Vielleicht sind es auch mehr, denke ich im Stillen. Eine Kollegin von Rudolf, die wie er in der Hochschule für Musik in Dresden tätig war, wurde wegen des gleichen Delikts zu vier Jahren verurteilt. Sie kam zwar relativ schnell in die Bundesrepublik, aber können wir damit rechnen, ein ähnlich großes Glück zu haben? Dass politische Gefangene im großen Stil von Westdeutschland freigekauft werden und die DDR die harte Währung jedes Jahr fest einplant, das weiß ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Constanze schlingt ihre kleinen Arme um meinen Hals, ich kämpfe gegen aufsteigende Tränen. Nur jetzt nicht weinen, hämmert es in meinem Kopf, das würde ihr den Abschied noch schwerer machen.

Ich werde sie viele Jahre nicht sehen – eine Vorstellung, die alles übersteigt, was ich begreifen kann.

Ein blutjunger, sehr blasser Grenzsoldat betritt den Raum, er stellt ein Tablett mit einer Apfelsine, belegten Broten und einer Flasche Milch auf den Tisch. Ob die Grenzsoldaten Extrazuteilungen erhalten?

»Möchten Sie etwas essen?«

Diese Frage kommt für mich vollkommen überraschend. Auch die anderen Grenzer scheinen erstaunt zu sein, und meine Bewacherinnen wechseln unmissverständliche Blicke. Doch keiner sagt etwas. Für den jungen Soldaten wird das ein Nachspiel haben, fürchte ich.

»Nehmen Sie doch«, sagt er mit einem mitleidigen Lächeln. »So etwas werden Sie lange nicht mehr sehen.«

Davon bin ich überzeugt, aber ich kann nichts essen, nicht einen einzigen Bissen würde ich herunterbekommen.

Der Soldat wendet sich Constanze zu: »Und du, willst du nicht wenigstens eine Apfelsine?«

»Lieber einen Apfel.« Ich überlege, ob unsere Kleine überhaupt Apfelsinen kennt, denn ich habe ihr nie eine geben können.

»Einen Apfel habe ich nicht, eine Apfelsine schmeckt doch viel besser.«

»Ich will aber einen Apfel.«

Fast tut es mir leid, wie enttäuscht der junge Mann mit seinem vollen Tablett wieder abzieht. Jetzt hat er sich

umsonst in Gefahr gebracht. Ob er einen Verweis erhält oder von der Grenze versetzt wird? Vielleicht wollte er das sogar? Es ist schon seltsam, was einem in den schlimmsten Stunden seines Lebens durch den Kopf geht.

Wenig später betritt ein fatter Mann den Raum. Seine Augen sind einzig als Schlitze in dem feisten Gesicht zu erkennen. Derb packt er Constanze am Arm. Ich springe auf, will schreien. Dieser grässliche Mensch darf meine Tochter nicht anfassen! Eine meiner Bewacherinnen reißt mich brutal zurück. Hasserfüllt schleudert sie mir ins Gesicht: »Der Genosse bringt Ihre Tochter in ein Kinderheim.«

Die Kleine sieht mich an, ängstlich, fragend, jedoch immer noch voller Vertrauen.

»Oma und Opa werden dich bald holen«, verspreche ich ihr, nun doch unter Tränen.

Der Genosse hat es eilig. Ich darf Constanze nicht noch einmal in den Arm nehmen. Als sich die Tür hinter ihr schließt, habe ich das Gefühl, dass etwas in mir zerbricht.

2

Zum Lügen erzogen

1958 kam ich in die 59. Zehnklassige Polytechnische Oberschule (POS) in der Jonny-Scheer-Straße im Leipziger Norden. Wir waren zweiundvierzig Kinder in der Klasse und wurden in sechs »Brigaden« eingeteilt. Die jeweiligen Brigadeleiter mussten jeden Morgen den Lehrern melden, dass ihre Brigade angetreten sei, mitteilen, wer fehlte und wer sein blaues Pionierhalstuch vergessen hatte. Neben den Brigaden gab es in jeder Klasse einen »Gruppenrat«, dessen stellvertretender Vorsitzender wiederum im »Freundschaftsrat« der Schule vertreten war. Der Schultag begann mit dem Gruß der Jungpioniere: »Für Frieden und Sozialismus – seid bereit! Immer bereit!«, dabei wurde die rechte Hand vertikal an den Haaransatz gelegt.



Klassenfoto 1958, Eva-Maria Neumann, 3. Reihe von vorn, links

In diesem Alter wollen Kinder nicht auffallen, sondern in der Gruppe mitschwimmen. Auch ich hätte das gern getan. Aber ich hatte keine Chance. Meine Eltern waren gegen diesen Staat, also auch gegen seine Pionierorganisation. Es war mutig und ehrlich, mich nicht zu den Jungpionieren zu schicken, für mich als Sechsjährige aber eine Katastrophe. Wie hieß es unter anderem in den Geboten der Jungpioniere: »Wir Jungpioniere lieben unsere Deutsche Demokratische Republik. Wir lernen fleißig, sind ordentlich und diszipliniert. Wir Jungpioniere treiben Sport und halten unseren Körper sauber und gesund.« Außerdem hatten sie

Gruppen- und Bastelnachmittage, sangen Pionierlieder, und einmal im Jahr, am 13. Dezember, wurde Pioniergeburtstag gefeiert. Sogar eine Pionierzeitung namens *Frösi* (Fröhlich sein und Singen) gab es, mit wunderbaren Bastelbögen und bunten Bildern. Ich fand das alles überaus erstrebenswert und begriff natürlich nicht, in welcher Zwickmühle meine Eltern waren, denn in den Pioniergeboten stand auch, dass Junge Pioniere sich darauf vorbereiten, Thälmann-Pioniere zu werden. Und danach folgte der Eintritt in die FDJ, die »Kampfbewährungsreserve der SED«.

Meine Eltern waren kurz nach dem Krieg in die LDP eingetreten. Sie sahen in dieser Partei ihre Vorstellungen von einem freiheitlichen Deutschland am ehesten verwirklicht. Dann aber mussten sie erleben, wie die LDP – ebenso wie die CDU – mit Hilfe der Besatzungsmacht in ein von der KPD dominiertes Blocksystem eingebunden wurde. Nach der Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED führten die bürgerlichen Parteien nur noch ein Schattendasein und fungierten als demokratische Aushängeschilder. Enttäuscht traten meine Eltern aus der LDP wieder aus. Mit der SED wollten sie nichts zu tun haben.

Ich litt unsäglich unter diesem Ausgeschlossenheit, aber da mein Vater ein strenger Mann war, wusste ich aus Erfahrung, dass es ratsam war, die direkte Konfrontation mit ihm zu vermeiden. Also versuchte ich es bei meiner viel

nachgiebigeren Mutter. Aber auch das nützte nichts. Freundlich und liebevoll wie immer, bat sie mich, das zu tun, was sie als Eltern für richtig hielten. Doch ich sah das überhaupt nicht ein und verlegte mich nun aufs Quengeln. Nach einem halben Jahr hatte meine Mutter die Geduld verloren, und ich merkte, dass sie mit meinem Vater über dieses Problem sprach. Wenig später gab auch er seinen Widerstand auf, und ich durfte endlich in die Pionierorganisation eintreten. Stolz trug ich nun mein blaues Halstuch und schmetterte aus voller Kehle mit den anderen Pionieren: »Wir lieben das Leben, das Leben ist schön!«

Doch es gab ein zweites Problem: Ich ging zur Christenlehre. Ein Uding in den Augen der Partei. Der Unterricht wurde in einem kirchlichen Gebäude erteilt, das zu meinem größten Leidwesen ganz in der Nähe der Schule lag. Alle Schüler liefen täglich daran vorbei. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie mitbekamen, wie ich einmal in der Woche unauffällig in diesem Haus zu verschwinden versuchte. Wie befürchtet, wurde ich bald dabei entdeckt und mit dem Schimpfwort »katholische Eva« bedacht.

Manche meiner Lehrer fragten gezielt, wer aus der Klasse den Religionsunterricht besuche. Sie machten abschätzige Bemerkungen über gläubige Menschen, und alle lachten. Nein, ich wollte nicht mehr an der Christenlehre teilnehmen und ärgerte den Katecheten, wo

ich nur konnte. Mehr als einmal beschwerte sich der arme Mann bei meinen Eltern – doch in diesem Fall blieben sie mir gegenüber hart, und sogar meine Mutter schimpfte mich aus.

Ich war fast immer Klassenbeste. Jedes Jahr zur Zeugnisausgabe im Sommer versammelten sich alle Lehrer und Schüler in der Aula, und es wurden aus jeder Klasse die drei Besten mit Büchern und Urkunden ausgezeichnet. Mit erwartungsvoll klopfendem Herzen stand ich dann zwischen den anderen, aber immer schlich ich nach der Veranstaltung – ohne Auszeichnung – enttäuscht nach Hause. Ich verstand die Welt nicht mehr. Ich war besser als die Ausgezeichneten, dennoch wurden sie vorgezogen.

Von Anfang an wurden wir in der Schule politisch unterwiesen und zu guten Staatsbürgern erzogen: Wir hörten von der »ruhmreichen Sowjetarmee« und der Nationalen Volksarmee (NVA), in der unsere besten jungen Männer ihren Ehrendienst leisteten. Wir erfuhren, dass sie die »Retter und Garanten des Friedens« seien, und sahen viele Dokumentationen über dieses Thema. Ebenso waren Filme über kommunistische Vorbilder wie Ernst Thälmann für uns Pflichtveranstaltungen. Ich fand das alles spannend, bewunderte unsere Soldaten und litt aus tiefstem Herzen mit den jeweiligen Helden mit. Als wir älter waren, folgten Filme wie *Das russische Wunder*, ein